

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1939

277 (25.11.1939)

1. Kapitel

„Einen Whisky bitte“, sagte Klaus Höper zu dem Wirt und schwang sich auf einen der hohen Barhölzer.

Ein wenig ärgerlich schaute er durch das Bullauge, vor dem der glühende, hohe Wellengang im Sonnenlauge tanzte und flimmerte.

Mister Baker aus Chicago, ein rundlicher Mann mit vollwändigem Gesicht, betrachtete den anderen heiter von der Seite. Harmlos ließ er die Beine baumeln und fragte dann so ganz nebenbei: „Wo steht denn die berühmte Lady Burton? Ich habe sie heute noch garnicht zu Gesicht bekommen.“

„Wo wird die reizende Daisy schon stehen? Sicherlich steht sie mit Doktor Mertens an der Kelling und unterhält sich, antwortete Höper. Der scharfe Trank gab seiner Stimme einen leichten Schleier.“

Baker schmunzelte. „Sie meinen, Daisy schwächt und wirbelt ein halbes Duzend Fragen zugleich auf, die ihr kaum beantwortet werden können, weil sie schon wieder bei etwas anderem ist. Mertens ist ein gebildeter Zuhörer.“

Höper stellte das Glas ab. „Dieser Mertens — der richtige Frauenheld übrigens — interessiert und von Adressiertheit umgeben — ahnt garnicht, was er für einen Dufel hat. Daisy Burton, eine der reichsten Erbinnen der Staaten, begt ganz offensichtlich Sympathien für den Doktor. Finden Sie das nicht auch?“

Der Chicagoer Kaffeebohnenfabrikant pfiff leise durch die Zähne. Was heißt hier Sympathien, so meinte er. Eine junge, sehr vermögende Amerikanerin, die verwöhnte Tochter eines reichen Vaters unternahm eine Europatour, und zu dieser gehörte nun einmal der Flirt. Er für keinen Teil war schon froh, daß Daisy Burton nicht wie alle übrigen Passagiere an Bord, wie überhaupt alle Menschen, die er kennenlernte, die Frage an ihn richtete, wie eigentlich Kaffeebohnen hergestellt würden.

Vor dem Randfenster tauchten silberne Wogen auf, schlugen sprühend gegen die dicke Glasscheibe und jerrannen in Glanz und Licht.

„Sie sieht heut besonders reizend aus, Mister Baker. Der stauffarbene Trainingsanzug steht ihr ausnehmend gut. Ich sah sie von der Gymnastikstunde kommen. Ihre Bewegungen schienen mir noch von Rhythmus und Nuß erfüllt, ihr ganzer, ebenmäßiger Körper war durchgearbeitet, krönte eine Anmut aus, die, die...“

„Sie hätten Dichter werden sollen“, bemerkte der Amerikaner trocken.

Höper runzelte die Stirn und wuschelte verdrossen das Thema. Diese Amerikanerin machte ihn ganz rebellisch, er war doch sonst Frauen gegenüber so vernünftig und klar denkend — Inzwischen lehnte Daisy Burton in dem von Höper so begeistert geschätzten Trainingsanzug an der Kelling.

Ihre Augen ruhten auf der schimmernden Wasserfläche; eine frische Brise trieb ihr das locke, rotblonde Haar um die Wangen. Doktor Mertens beobachtete das ständig wechselnde Mienenspiel in dem sonnengebräunten Mädchengesicht. Die ganze Erscheinung lebte und vibrierte; die schmalen Finger der schön geformten Hände trommelten auf das Schiffsgeländer.

Es war schwierig, dieser lebhaften und wühbegierigen jungen Lady die verlangten Auskunft zu geben. Warum er eine Expedition in das Kiam-Kiam-Gebiet unternommen habe. Wieso er überhaupt als Forscher in die Welt gegangen sei? Weshalb er keinem schwarzen Kiam-Kiam-Pog mitgebracht habe? Mit welchem englischen Freunde er im Anschlag an die Ostindien-Expedition nach Amerika gelungen sei? Ob es ein großes Erlebnis sei ein solcher Transoceanflug?

So gingen die Fragen, die Antworten erbeizten.

„Und jetzt, Mister Mertens?“

„Jetzt? Was meinen Sie, Sir?“

„Jetzt werden Sie immer in Deutschland bleiben? Ich meine, werden Sie jetzt in Berlin leben? Sie fahren doch dorthin?“

Doktor Mertens schaute auf die auf- und niedergehende See hinaus, die in der Ferne den blauen Himmel fast zu berühren schien. In seine blauntrauen Augen trat ein weicher Glanz.

Der helläugige Blick der Amerikanerin ruhte auf dem bartlosen, scharf gezeichneten Männergesicht.

„Und jetzt?“ fragte sie ungeduldig und Antwort dröhnend.

Hugo Mertens beachtete die ungeduldige Wiederholung der Frage nicht. Gedankenvoll verlor er die Rechte in die weiße Taube seiner weißen Strandhose.

Daisy Burton schob die hochgeschwungenen, wie mit einem feinen Bintel gemalten Brauen zusammen. Eine Falte arab sich ein und gab ihrem Antlitz einen hochfahrenden Ausdruck. Schon öffnete sie wieder die Lippen, da sagte Mertens etwas gestreut und abwesend: „Was ich jetzt unternehme, ist noch nicht ganz geklärt. Möglicherweise, doch ich später in Berlin niederlasse. Zunächst besuche ich Verwandte.“

Die junge Amerikanerin hatte sich weit über das Geländer gebeugt und schaute in das spiegelnde Wasser.

Obne den Blick zu erheben, drang sie weiter in den Mann: „Sie gehen also nicht nach Berlin? Darf man fragen, wohin Sie Ihr Weg führt?“

„Ich fahre zunächst nach Ostdeutschland“, erwiderte er in einem höflichen Ton, der weitere Fragen ausschloß.

Daisy Burton schenkte doch, ihre hellen, grauen Augen musterten den Mann. Sie biß sich auf die Lippen und drehte sich kurz um.

„Es ist Zeit, bald wird der Gang zum Land erlösen.“

Mertens sah dem jungen Mädchen nach. Wie löcher es dahinschritt, diese lebernden Knie, dieser durchtrainierte Körper. Es war ein Genuss, Daisy Burton zu betrachten.

Soeben betraten Höper und Mister Baker das Promenadenende.

Obne die beiden Herren eines Blickes zu würdigen, stieg Lady Burton die Treppe hinunter.

„Kalt wie eine Hundehaut“, stammte der Chemiker ärgerlich hinter ihr her. Dann sah er verdrießlich zu Mertens hinüber, der gleichmäßig das Spiel der Wellen verfolgte.

Der Mann hat ja überhaupt keine Ahnung, was für ein Glück er hatte. So war es nun einmal im Leben: immer der, der keinen Finger rührte, das Glück an sich zu ziehen, dem fiel es in den Schoß. Gut, daß der Urlaub zu Ende ging — heute erst wieder in seiner Arbeit, waren ihm die Frauen gleichgültig.

In dem Gana, auf den viele Kajütentüren mündeten, war das Mädchen Sekundenlang stehen geblieben. Mit dem spähenden Ausdruck ihrer hellbraunen Augen fixierte sie auf die Kabinentür, die die Nummer zehn trug. Dort wohnte Hugo Mertens.

Selbe Röte schlug Daisy in das Gesicht. Wie dieser Mann es verstand, sich innerlich vor ihr zu verbergen; er riegelte einfach ab und sie stand draußen. Zum erstenmal in ihrem Leben begegnete sie einem Mann, der nicht in ihr James Burtons einzige Tochter sah, der nicht fand, daß sie schön wäre, sehr schön.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Daisy setzte ihren Weg fort und drehte wieder um. Sie blieb von neuem vor der Kabinentür Nummer zehn stehen und starrte sie an.

Jeder tat sonst ihren Willen, ob es der Vater oder sonst ein Gentleman war. Jeder wünschte, daß sie nur eines kannte, ihr Ziel zu erreichen. Und nun kam dieser Doktor Mertens und —

Der Steward schritt den Gang herab und wollte mit einer höflichen Verbeugung an der jungen Dame vorübergehen.

Da schob ein Gedanke durch Daisys Gehirn.

Sie winkte den Mann heran.

Reife und dennoch scharf betont kamen die Worte von ihren Lippen. Langsam schritt sie den Gang hinauf, den Steward an der Seite.

Alles, was hinter dieser Tür vorging, mußte sie wissen. Der Steward sollte ihr Auskunft geben, er sollte suchen, suchen, ob er irgendwas ein Bild einer Frau entdecken konnte. Eine Frau mußte im Spiele sein — vor Daisys Blick tauchte die Gestalt des deutschen Kaffeebohnenfabrikanten auf. Wie verträumt hatte er auf die wogende See hinausgeschaut.

Sie mußte erfahren, was in seinem Herzen vorging.

Der Steward häute mit unbedinglicher Miene zu und verneigte sich.

Daisy aber schlug die Tür ihrer Kabine hinter sich zu und warf sich auf das Messingbett.

Die Sprungfedern knurrten leise, biegsam und schlant lag sie auf der leichten Daunendecke.

Mit geschlossenen Augen lauschte sie dem Atem des Meeres, das in gleichmäßigem Auf und Nieder das Schiff Mertens' Vaterland entgegenbrachte.

Sie überhörte das Flüstern der Stewardin, die kam, um die Toilette für den Land herauszuliegen.

Und zum erstenmal, seit sie an Bord war, antwortete sie unerschrocken und kühl, daß es ihr gleichgültig sei, was sie anziehe.

„Legen Sie doch irgend ein Kleid heraus!“ kam es pölig von ihren Lippen.

Die Stewardin öffnete den Schrank, den die Lunte Seide vieler Künstler füllte. Die Sonne glitt hinein, und ein verschwenderisches Farbenspiel begann.

Die Amerikanerin sprang auf. Sie hatte so garnicht mehr an das große Vorbild gedacht, das kurz vor dem Aussteuern der Kiste stattgefunden hatte. Oh — bei dieser Gelegenheit sollte der stolze Doktor Mertens schon vor ihr kapitulieren.

2. Kapitel

Der Litzjunge, in seiner knappgehenden, goldgekleideten Vagabundierung wurde verlesen, als er Daisy Burton den langen Flur des Hotels hinausschleichen sah. Viele Gäste blickten in dem großen Astoriahotel ab, das internationale Publikum, das in

Hamburg an Bord ging oder die Schiffe verließ, gab sich im Astoria ein Stelldichein. Eine so schöne Frau glaubte der Litzjunge noch nicht gesehen zu haben.

Sein Herz schlug gewaltig, wenn die Doppeltüren von Nummer 22 sich öffneten und die Amerikanerin heraustrat.

Ron spürte er bereits den leisen Duft von Savenor, der immer den ganzen Fahrstuhl erfüllte, wenn sie ihn benutzt hatte. „Abwärts?“ fragte der Knabe und legte die Hand an die goldbetrehte Mäße.

Daisy nickte.

Mit gebäuerter Hand schloß der junge Mann den Lift, die Tür schnappte ein, langsam sank der Fahrstuhl in die Tiefe.

Daisy Burton hatte helle Augen und war heute schöner denn je. Sie trug ein lichtgrünes Kleid aus feiner Wolle mit dem passenden Schal. Eine winzige Uhr in Medaillongröße hing an dünner Kette um ihren schöngeformten Hals.

Der Fahrstuhl war in der Hotelhalle angelangt. Dienstfertig rief der Knabe die Tür auf.

„Bitte sehr!“

Flüchtig nickte die junge Dame dem grübenden Litzjungen zu, ihr Blick wanderte schon in der nächsten Sekunde durch die mit erlichem Gleichmaß eingerichtete Halle.

Fremde Sprachen klangen an Daisys Ohr, sie sah Menschen aus allen Ländern, doch den einen, nach dem sie forschte, entdeckte sie nicht.

Mit leicht umwölfter Stirn ließ sie sich in einen dichtgetrauten Klubstuhl nieder.

Mit fahrigem Bewegung holte sie einige Zeitungen, die vor ihr auf dem runden Tisch lagen, heran und blätterte darin herum.

Hugo Mertens schlief noch, dabei erklärte er doch stets, er sei Frühauflieger. An Bord war er auch immer einer der ersten an Deck gewesen. Mehr er sie abschließen wollte, mochte er sie ein wenig necken, oder war seine Stimmung bereits wieder ungeschlagen?

Der gestrige Tag hatte sie recht bestiedigt. Man war nun Bord gegangen, und der Steward hatte ihr das Hotel verraten, in dem Doktor Mertens abzufragen beabsichtigte. Koch hatte sie sich dort ebenfalls Zimmer bestellt.

Daisy warf die Blätter auf den Tisch zurück.

Der Steward — nichts hatte er ihr melden können. Doktor Mertens hatte weder ein Frauenbild auf dem Tisch seiner Kabine, noch sonst irgend ein solches Bild unter Leinen Socken. Das war beruhigend. Und Mertens selbst war wesentlich aufmerksamer und netter geworden, seit man an Land war. Ein wenig übertraut hatte er allerdings dreingesehen, als sie sich auf dem Flur begegneten. Doch im Astoriahotel stieg nun einmal alles ab, was auf Stil und Kultur Wert legte — warum sollte sie nicht ebenfalls hier wohnen?

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Erzähler-Ecke

Der heilige Trost

Erzählung von Christel Broehl-Dehaes.

Ein Mann starb hin in der Blüte seiner Jahre. Eine Mutter hatte ihn unter Schmerzen geboren, ein Vater liebte ihn so sehr, daß er sich demütig ihm hatte alles offengehalten, was offen sein mußte, wenn ein Kind zum Manne werden sollte. So ränderte sich ihm aus dem Tosen das Weltbild.

Bald entsprangen seinem wachen Geist Pläne und Ideen. Er führte Werke aus, die vordem nicht bestanden hatten, er erlangte Dinge, um die bisher niemand gewußt. Und er war noch so jung, in der Mitte seiner dreißiger Jahre, im Beginn und doch schon vollendeter als mancher andere, im Aufbau und doch schon fertig.

Es war ein Unglücksfall im Dienste an der Sache, der ihn hinwegriß aus dem goldvollen Dasein der Lebenden und allem Schaffen und Wollen ein Ende bereiteite.

An seiner Bahre standen seine Eltern. Der Vater, der gut gewesen war und dann am Ende doch hart und ungeteilt um äußerer Vorteile willen. Die Mutter, die immer mütterlich geblieben war, auch nach der Entfremdung, und die den Sohn wohl im innersten ihres Bewusstseins begriffen hatte. Und die Frau, die er allen Bornstücken zum Trost errungen, die Frau, die er liebte und die ihn liebte; sie waren miteinander durch das Auf und Ab gegangen, und obwohl die Frau doch nur ein Weib war, hatte sie sich nicht ein einziges Mal gebeugt.

Da fanden sie nun nebeneinander, durch einen Tod plötzlich eng geeint und im gleichen Schmerz um den Menschen verkettert; der Vater, austrocknet, mit zusammengebißenen Zähnen, mit diesem Einzigen um seine kostbaren Hoffnungen betrogen; die Mutter, gebrochen und in sich zusammengeklumpt, aller Freude ihres Alters beraubt, in stammendem Schluchzen, wüßig außer Fassung; dann die Gattin, hoch und schmal, ausgerichtet, mit leerem Blick und ohne Tränen, wie Stein, wie ohne Leben und ohne Ohr für die Grabrede des Predigers und alle die wohlgemeinten Worte vieler anderer Menschen, welche die Verdienste des Verstorbenen hervorhoben, in großer Weise lobten und ihm — durch diese — Unsterblichkeit voraussetzten.

Ja, es sind die Werke eines Menschen, die seinen Namen unvergänglich werden lassen. Doch, wo ist der Trost für die Angehörigen, die nächsten Glieder seiner Familie, die Anteil haben wollen an seinem Leben und nun an diesem! Wo ist der Trost?

Sie suchten ihn in Heldenmut und innerlicher Treue, sie waren mutig, aber der Schmerz war frisch, und das Leid machte matt. Sie sahen den Sarg in die Tiefe der Gruft gleiten, die Kinder der Verwandtschaft waren mit ihren kleinen Händen Blumen hinab; die ersten Erdschollen polterten, die Glocken läuteten, Ehrenschüsse wurden abgegeben. Und dann trat eine Stille ein, lähmend und trauernoll, in der das Trauergeleit regungslos verharrete, den Kopf zu Boden gelenkt, ein letztes Mal am offenen Grabe den Dahingegangenen zu grüßen.

Da drang ein heller Ton die Barre Angst, ein jubilerender Ton, härter als das Lied eines Vogels, fröhlicher als der Frühlingswind und süßer als alle Musik, die das Herz befreit. Es war das Jauchzen eines kleinen Kindes, eines Knaben etwa, dem das Schicksal Freude machte, der auf dem Arm seiner Trägerin auf und ab hoppelte, indem er seine kleinen Strampelbeine gegen ihren Leib klemmte und sich so abstützte auf quälendem Sprung in die Luft, nach deren Ungeheuerkeit seine kleinen, ungegliederten Füßchen trübend verlangten.

Die Gattin des Toten horchte auf, und die Mäste von Stein fiel von ihrem leblosen Gesicht, in dem nun alle Regungen eines fröhlichen Herzens von neuem erwachten. Sie verließ das Grab und streckte ihre Hände nach dem sappel-

den Weien aus, das ihrer beider des Verstorbenen und ihr, lebender Beweis ihres Einsseins bedeutete.

Die Eltern sahen das Kind in den Armen der Frau, und ein ungläubiges Glück breitete sich in ihren Gesichtern aus. Die Trägerin, die, ohne Erlaubnis zu haben, aus Reue hinter dem Trauerzug hergeschlichen war und das ihr anvertraute Kind mitgenommen hatte, trat erötend zurück; sie wußte ja, sie ahnte nicht, wach eine Wendung ihrer Unbotmäßigkeit zuzuwenden war.

Denn die Mutter war die erste, die auf die Frau des Sohnes zutrat, des offenen Grabes vergessend, und einen Finger zaghaft gegen das dorthin, zupackende Häufchen des kleinen Kretze:

„Ihr habt — ein Kind?“

Und dann ihre beiden Arme öffnet, den kleinen Körper zwischen ihren Händen hielt, so nah und fest, genau wie vor fünfundsiebzig Jahren einen anderen, geliebten, ebenso geliebten...

Der Kleine trahnte heftiger und griff nach dem wehenden schwarzen Schleier der Dame, der sich ihm schützend erhob. Und ehe noch jemand solcher Angriffslust wehren konnte, hatten die Kinderhände den schwarzen Flor herniedergerissen, und die blauen Augen lachten unbedürftig in ein nun unerschüttertes Großmuttergesicht.

Da vergaßen alle die Trauer; und um die Lippen der Umwinkenden ging ein kleines, ganz kleines, friedliches Lächeln. Denn der, welcher ihnen entglichen war, würde auferstehen, mit seinem Namen und seinem Bild und unter ihnen sein: das Kind von heute — in wenig Jahren schon — und wiederum — ein Mann!

Zwei Frauen verprügeln die heilige Nebenbuhlerin.

Es ging um die Liebe eines Kaffeebohnenfabrikanten.

Auf Liebe reimt sich in der Wirklichkeit oft genug Pöbel, ja selbst das angeblich schwächere Geschlecht scheint sich mitunter nicht, Streitigkeiten in Sachen der Liebe mit schlaftrüben Argumenten auszugetragen. Das konnte man kürzlich auch in der Stadt Remel beobachten. In einem dortigen Kaffee betrieblich ein Siebeger, der offenbar nicht nur auf der Suche ein Zufallsfall war; auch der heiligen Weiblichkeit hatte er es im großen Maße angetan und konnte sich über den Mangel an Berechtigungen nicht beschlagen. Diejenige Schöne, die sich die Gunst des lächeligen Geigers erobert hatte, trahnte natürlich entsprechend im Glanz des jungen Glücks. Das rief die heilige Eifersucht und den Reiz der weniger beglückten Berechtigten hervor. Zwei von ihnen traten sich in dem gemeinsamen Fall auf „diese Person“ zusammen und überließen die Abwägung zu nächstlicher Stunde mitten auf der Straße. Die Unglückliche wurde von den rabiaten Nebenbuhlerinnen herab verprügelt, daß sie in ein Krankenhaus gebracht werden mußte. Die eifersüchtigen Frauen aber kamen zur Abfällung und Abhandlung auf die Polizeiwache.

„Warte nur, wenn mein Vater kommt!“

Neun Monate Gefängnis für einen Messerstecher.

Der siegelhafte junge Sohn eines gewissen S. in Baer (Weichseln) hatte sich eines Tages daran beteiligt, mit Steinen von einem Kinde zu werfen. Schreiend lief es von dannen, was den entrüsteten Vater zur Stelle rief. Der schnappte sich den Sohn des S. und gab ihm ein paar Klappen auf die dazu geeignete rückwärtige Erziehungsfläche. Der Bengel lächelte nach der Abstrafung froh: „Na, warte nur, wenn mein Vater kommt.“ Dieser, ein bereits wegen Körperverletzung und ähnlicher Delikte mehrfach vorbestrafter Mensch, stellte sich dann auch auf die Seite des Sohnes. Er fiel den Vater des mit Steinen beworfenen Kindes und dessen erwachsenen Sohn mit einem Kiesel an, wobei er ihnen nicht unerhebliche Verletzungen beibrachte. Der Täter kam wegen gefährlicher Körperverletzung zur Strafe. Er suchte sich zwar mit „Retze“ herauszuwerden, hernach aber damit kein Glück. Er wurde zu neun Monaten Gefängnis verurteilt.